

Erzgebirgische Heimatblätter

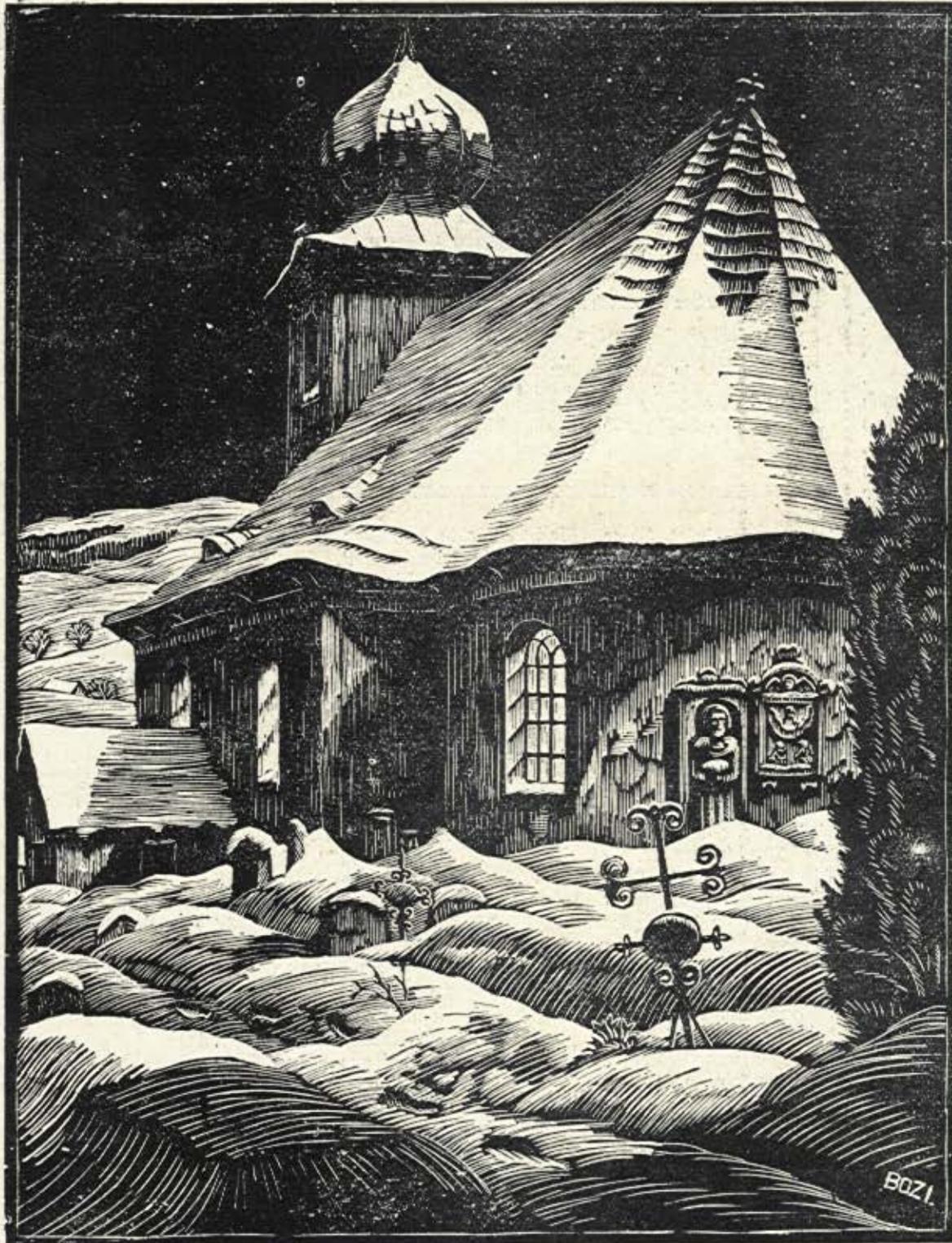


Nr. 1 — Sonntag, den 3. Januar 1937

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Der Weg unterm Kreuz zu Gott

Rückblick und Ausblick zum Neujahrstag



Den Menschen unserer Zeit bleibt immer sehr wenig Zeit zur Besinnlichkeit, aber immer wenn die Neujahrsglocken durchs Land klingen, pflegen wir doch besinnlich Rückschau und Ausblick zu halten, als wollten wir einmal wieder feststellen, wo wir denn eigentlich stehen. Oft ist es uns, als wäre um uns nur ein großes Brausen von Ereignissen, die sich überstürzen wie Wellen des Meeres, auf denen unser Schifflein schaukelt, einem unbekanntem Hafen entgegen. So geht es wohl den Meisten heute in dem Wirrwarr der Zeiten, sie wissen weder aus noch ein, haben jede Hoffnung und jeden Glauben verloren. Da kommt das neue Jahr. Was wird es bringen, wirds besser werden wie das alte? Es wickeln sich allerhand ernste Begebenheiten in der Welt ab, wer weiß, womöglich wird das neue Jahr wieder schlechter. Es gibt solche Pessimisten unter uns, viel mehr als wir wohl glauben. Dürfen wir über solche Menschen spotten, haben sie nicht allen Grund zu solchem Zwiespalt in ihrer Seele und leiden wir nicht selbst an solcher Hoffnungslosigkeit? Da seht doch einmal an, was alles im vergangenen Jahr geschehen konnte unter Gottes Augen. Das große Grauen möchte uns packen, wenn wir an das Schicksal der Gläubigen in Spanien denken. Da wer-

den Menschen geschändet und zu Tode gequält, was nützt dann den Unglücklichen ihr frommes Leben? Wärs ein Vasterleben gewesen, die Bolschewisten hätten sich an diesem vielleicht nicht vergriffen; aber gerade die frommen Menschen hat man mit Vorliebe gepeinigt und verhöhnt — warum läßt das alles Gott mit den Seinen geschehen? Soll man da nicht irre werden an seiner Führung? Menschenbruder — wohl verstehe ich Deine Qual und Dein Ringen unter diesem schweren Kreuz, das wir Menschen alle mehr oder weniger tragen müssen, aber warum hat dann Gott seinen Sohn, unsern Heiland Jesum Christum, so martervoll und qualvoll am Kreuz von Golgatha sterben lassen? „Mein Gott, mein Gott — warum hast Du mich verlassen!“ Dieses Kreuzeswort unseres Heilands wird gewiß viele Menschen tief im Herzen bewegt haben in ihrer eigenen Todesstunde, die sie zum Beispiel jetzt in der spanischen Hölle erleiden mußten. Und dann sind die roten Horden hingezogen auf den Bergen vor Madrid, wo die Statue des segnenden Heilands stand, u. haben ein Urteil über Gott in frecher Weise gesprochen und schließlich das Standbild gestürzt. Sie haben gehöhnt u. gelacht, genau wie damals unterm Kreuz von Golgatha. Gott hat es gesehen, Gott hat es gehört. Er hätte die Erde im gewaltigen Beben aufreißen sollen und alle die Väterer verschlingen, so meinst Du, dann hätten wir wenigstens seine Gegenwart noch gespürt — nichts ist aber geschehen, garnichts — woher sollst Du noch den Glauben an ihn nehmen? Das ist ein schwerer Kampf des Glaubens, den wir Menschen heute unterm Kreuz zu bestehen haben und wo immer die Anhänger Christus und Gottes auftreten, da werden sie verfolgt und gesteinigt, ist es nicht klüger, beiseite zu treten und nicht mitzumachen? Mögen die anderen bekennen, wenn sie die Kraft dazu haben, ich kann nicht mehr — ich will mich nicht so grausam hinhorden lassen, nur um meines Glaubens willen! Wollen wir wirklich so sprechen? Hätten unsere Soldaten draußen auf dem Schlachtfeld von ihrer Sache, um die sie kämpften, so gedacht, sie hätten keine Schlacht mehr gewonnen und ihre Sache wäre verloren gewesen. Wir habens ja hernach erlebt, wie schnell es mit uns zu Ende ging, nachdem wir den Glauben verloren hatten. Und genau nicht anders wird es uns ergehen, wenn wir angesichts der Vorgänge auf dieser Erde uns jetzt so glaubensarm stellen wollten. Unsere Soldaten wußten es: Und setzt Ihr nicht das Leben ein — nie wird das Leben gewonnen Euch sein! Das gilt nicht nur von dem Kampf um die irdische Heimat, Menschenbruder, — das gilt erst recht von dem Kampf um die ewige Heimat. Wen haben sie denn geschändet, gemordet und gemartert — doch nur den Leib jener unglücklichen Menschen. Haben sie denn aber nur um ihres Leibes willen fromm und gerecht gelebt? „Den Leib laß fahren dahin“ — sagt unser Dr. Martin Luther, — „sie haben's kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben.“ Und wenn Dich also die Menschen auch martern und quälen um Deines Glaubens willen, so mußt Du doch als treuer Christ zu sterben wissen, denn siehe, Deine Seele bleibt unverleßlich in diesem Kampf, wenn Du Dich in starkem Glauben zu Deinem Herrgott hältst. Die Seelen sind für den Menschen wie die Sterne, — er kann sie nicht mit Händen greifen. Er kann sie Dir nicht rauben, wenn Du sie nicht selbst hergibst. Es gibt nun aber einmal ohne Kampf keinen Sieg, weder auf dem Schlachtfeld der Ehre noch im Kampf um das Himmelreich. Das ist

eine gewaltige Forderung, die da an uns auch im neuen Jahr wieder gestellt wird. In diesem Vorbild des Kampfes aber liegt allein das, was uns Christus vorgelebt hat. „Steig herab vom Kreuz, wenn Du Gottes Sohn bist“, so haben sie ihn gehöhnt und gespottet, aber er kannte seine Aufgabe von Gott, er mußte für die anderen sterben, sterben wie alle Märtyrer des Glaubens es ihm nachtun. Die Worte Christi am Kreuz sind so gewaltig, so überwältigend, daß wir Menschen die ganze Größe kaum begreifen, die eben darin liegt. Wie kann ein Mensch um seine



Aus Ludwig-Richter-Kalender.

hast bis hierher treulich geleitet,
Die Gnade über mich ausgebreitet,
Dafür in Jahres' letzter Stund'
Sag' ich dir Dank aus Herzensgrund.
D laß Herr Christ der Gnade dein
Auch künftig mich empfohlen sein.

(Aus Amanns Vaterunser.)

Er ist allein in dem Sieg, ist dort, wo das Gute das Böse überwindet. Nur da ist Gott. Nur das kann für uns Christen die Richtschnur sein für unser Leben, nur das das Ziel unserer Fahrt. Unser Hafen aber liegt in den lichten Fernen jener ewigen Heimat, der wir entgegenfahren. So ist unser Wunsch an all unsere Freunde und Leser in Stadt und Land:

Mit Gott auf froher Fahrt ins neue Jahr!

Glück auf!

S. Sdl.

Glaube ist not

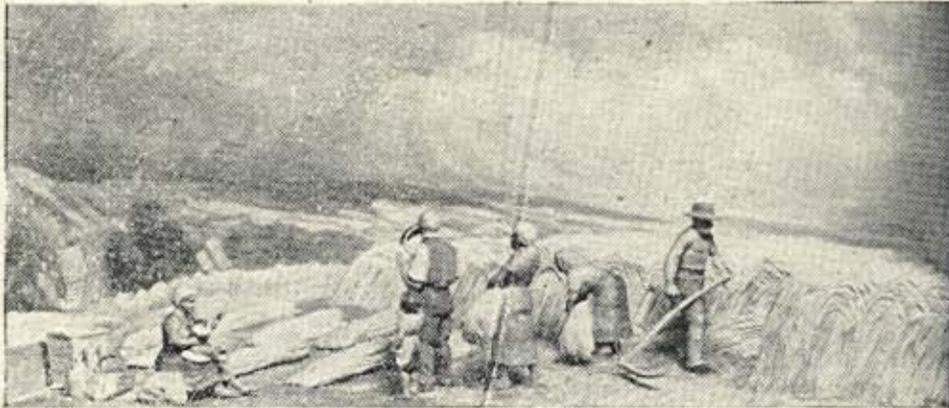
Sei still, mein Herz, sei stille!
Du weißt nicht, wie es kommt.
Noch lebt der böse Wille,
dem Lieb und Treu nicht frommt.
Noch herrschen trübe Mächte
und Falschheit in der Welt,
noch sind im Grund der Schächte
die heimlichen Quellen verstellt!
Drum still, mein Herz, sei stille,
Der glauben uns gelehrt,
hat uns aus gütger Fülle
den Mut dazu beschert,
die Stunde zu erwarten,
Die uns der Glaube flicht,
da uns aus Gottes Garten
heil wird erblühen und Licht.

Ernst Frank, Karlsbad.

Auch dieses Jahr läßt Freuden blühen

Von Karl Robert Popp.

Manche Leute haben immer die pessimistische Brille auf der Nase, und wenn sie in die Zukunft blicken, dann sehen sie nur dunkle und drohende Wetterwolken. Einer von ihnen schrieb mir kurz vor Neujahr einen Brief, an dessen Ende gleichsam mit hängenden Schultern der Satz steht: „Mir geht es besser als im nächsten Jahr!“ Ihm und allen Miesepetern halten wir die lachende Ueberschrift dieses Aufsatzes vor die bekümmerten Augen und sehen dabei selber hoffnungsfroh und erwartungsvoll ins neue Jahr hinein. Warum stellt sich eigentlich bei so vielen Volksgenossen angesichts des neuen Jahres eine Stimmung der Mutlosigkeit und Verzagttheit ein?! Rühret es vielleicht mit daher, daß nach allzu reichlichen Abschiedswünschen das neue Jahr von so vielen Menschen in Katerstimmung angetreten wird?! Da lobe ich mir die Schihafsen droben in den Gebirgshütten! Wenn das neue Jahr über die Einsamkeit der weißen Berge geschritten kommt, stehen sie vor der Tür und sehen ihm entgegen. In ihnen ist ein anbetendes Staunen: Herr, wie wunderbar sind Deine Werke, und ein zuversichtliches Bissen: Wir ruh'n im Frieden Deiner Hände. Das eigene Ich mit seinen Ängsten, Sehnsüchten und Sorgen wird klein und winzig vor der Erhabenheit der ragenden Berge und Zinnen. Und so werfen sie in der



Gott segne das erzgebirgische Land!

Unser Bild zeigt eine der wertvollen Schnitzereien, die in Thalheim zur Adventschau ausgestellt waren.

letzten Stunde des alten Jahres ihr Bündel Leid und Verzagttheit von sich und blicken mit blanken Augen zu den Sternen auf, die ein Gott der Liebe lenkt. Mit frohem Herzen begrüßen sie den ersten Morgen im neuen Jahr, an dem die erste Freude erblüht: Sauchzend gehts in Schußfahrt zu Tal.

Dem einen wird das Jahr zur Dornenkrone, dem andern ist's ein voller Rosenkranz. Aber es hat beides: Rosen und Dornen. Die einen vergessen unter den Stichen der Dornen das Rosenwunder des Lebens, die anderen erfreuen sich allein der Blüten. Wir aber wollen uns der Rosen freuen und vor dem Leid nicht zagen, denn wir wissen, daß es ein Heilbad der Seele ist, und daß es unsere Aufgabe als Mensch ist, uns stark und bereit zu machen, das Leid zu tragen und an ihm zu wachsen. Dann erst werden wir die sieghafte Zuversicht dieses Satzes erfassen: Auch dieses Jahr läßt Freuden blühen!

Es war eine Zeit, in der Feuer, Pestilenz und Mord über die deutschen Lande rasten. Die Brände des Dreißigjährigen Krieges schlugen über dem armen Deutschland zusammen und schienen nur einen ausgebrannten Aschenhaufen zu hinterlassen. Damals schaffte in Görlitz ein einfacher Schuster: Jakob Böhme. Der rang um Gott und um Erlösung, der kämpfte aus den Tiefen einer verlassenen Menschenseele um Klarheit und Wahrheit. Und mitten in diesem Ringen sprach er mit ganzem Herzen das Wort: „In der Ueberwindung ist Freude!“

Dreihundert Jahre später wurde Deutschland abermals in Not und Leid gehärtet, bis es als strahlendes Schwert in der Hand des Führers lag. Der Führer faßte diesen Kampf um Deutschlands Leben und Freiheit in den Worten zusammen: „Wer lesen will, der kämpfe also, und wer nichts treiben will in dieser Welt des ewigen Ringens, verdient das Leben nicht!“

Kämpfend und überwindend wollen wir uns die Freuden des Jahres erobern! Wir haben abgerechnet mit dem alten Jahr und mit uns selber. Wenn wir restlos ehrlich waren, dann wird aus einer solchen Abrechnung ein Gewinn in das kommende Jahr hineingenommen. Die ersten Seiten des neuen Jahresbuches sind aufgeschlagen. Laßt uns wie die Vorfahren in großen Buchstaben zu Anfang die Losung schreiben: Mit Gott! Damit aber dieses Gelöbniß nicht zu bloßem Wortgeklingel werde, wollen wir in unserm Innern den festen Entschluß fassen, im neuen Jahre treu, wahr und rein zu bleiben. Und ein Wille durchglühe alle unsere Laten: Wir werden und wir wollen siegen im Kampf für Glauben und Gerechtigkeit! Draußen und vor allem in uns selber. Auch dieses Jahr läßt Freuden blühen! Wir wollen ihrer würdig sein und sie im Kampf verdienen!

Weiteres aus dem Erzgebirge

Mitgeteilt
von E. Zeißig.
Der unsterbliche
Gustav Adolf.

Der Eckert-Franz ging jahraus, jahrein von Haus zu Haus und sammelte einmal für die Feuerwehr die Steuern ein, das andere Mal für den Militärverein, das dritte Mal für den Sängerkreis, das vierte Mal für den Turnverein. Und

so ging das fort. Eines Tages kam der Franz zum Tischler Robert und sagte: „Grüß Gott, Robert! Heit will iech bald fürn Gustav Adolf.“ Der Tischler-Robert war sonst nicht so; er gab immer ohne Murren seine Steuern. Aber diesmal ging's ihm doch über die Hutchnur! „Franz“, sagte er, „mei Großvater hot über zwanzig Gahr fürn Gustav Adolf gabn, der-nochert mei Vater über dreißig Gahr, un iech zohl schu an de fümfezwanzig Gahr — — labt dä dar Dingerich immer noch?“

Durchs Schlüßelloch.

Der Bäden-Daniel war bekannt wegen seiner kleinen Dreierbrötchen. Als er einmal abends nach Ladenschluß noch im Laden die Tageseinnahme zählte, pochte es an die Tür. „War is dä draußen?“ fragte der Daniel. „Mir sei's, mir möchten ä Dreibrutel hobn!“ kam die Antwort. „Ach wos! Dan Brutel halbn mach iech de Tür net noch ämol auf!“ „Dos is aa net nutwendig, gabn Se nār dos Brutel gleich durchs Schlüßelloch!“ Der Daniel hörte mitten in der vergnüglichen Zählerei auf. Daß hier eine niederträchtige Fopperei von wegen seiner kleinen Brötchen vorlag, war ihm sofort klar. Wer weiß, was für „nischtnütete Gunge“ draußen standen! „Inu ihr Sau-gunge!“ blökte er, „iech war eich gleich beschlüßellochen!“ und da griff er auch schon nach dem Schlüßelbund. Die Jungen aber warteten nicht, bis ihnen der Daniel das Dreierbrutel brachte. Ob dem Daniel seine Brötchen größer geworden sind?

Flechtige Birnen.

Ein Reischdorfer Straßenhändler bot seine Birnen zum Verkauf. „Ich dächt, die Börn' wārn racht stakit!“ sagte eine Frau. Da sagte der Reischdorfer bedächtig: „Wissen Se, gute Fraa, wenn Sie afu lang of menn Wogn rümgefahrn wārn, do hätten Sie halt aa Flack kriegt!“

5 Erdteile ♦ 5 Schicksale

Begegnungen mit deutschen Männern in
fernen Ländern / Ein Erlebnisbericht
von Andreas Polzer.

Copyright by Verlag Presse-Zeitung, Berlin W 35

Der Verfasser dieses Erlebnis-Berichtes ist während seiner Reisen, die ihn quer über den Erdball führten, zahlreichen Auslandsdeutschen begegnet: Kaufleuten und Künstlern, Handwerkern und Gelehrten, Vertretern fast aller Berufsschichten. Hier erzählt er von fünf Begegnungen — je einer in jedem Erdteil —, die ihn mit deutschen Männern zusammenbrachten, deren Schicksal im ganz besonderen Maße abenteuerlich war.

Ein kleiner König in Afrika.

Den Dampfer verschlafen.

Der Vermittler des Abenteurers hieß: Zufall. Ich befand mich in Melilla in Spanisch-Marokko und hatte den Dampfer nach Europa verschlafen. Die Aussicht, noch volle sieben Tage, bis zur Abfahrt des nächsten Schiffes, in dem wenig reizvollen, glühendheißen nordafrikanischen Küstenstädtchen zu verdringen, war nicht gerade begeisternd.

Lustlos verzehrte ich das Mittagessen und trat auf die Straße, in deren heißem Sand man hätte Eier braten können. Im Kaffeehaus hielten sich vier Dominospieler und vier Millionen Fliegen auf. Ich setzte mich zu den Spielern, die ich kannte und klagte ihnen mein Leid.

„Fahren Sie doch mit Auto nach Französisch-Marokko! Von Abdjida können Sie dann mit der Bahn nach Oran, wo Sie jederzeit einen Dampfer nach Frankreich besteigen können. . .“, meinte einer der Dominospieler.

Ich dachte zunächst, er scherzte; klang es doch zumindest überraschend, daß von Melilla eine, noch dazu mit Auto befahrbare Straße nach irgendeinem menschenbewohnten Flecken der Erde führte. Aber auch die übrigen Spieler bestätigten es.

Ich erfuhr, daß just am nächsten Morgen ein Auto, das die Strecke sporadisch, nach Bedarf und bei genügender Beteiligung befuhr, nach dem östlichen Französisch-Marokko abfahren sollte. Eine halbe Stunde später stand ich dem Besitzer des Wagens gegenüber und ausatmend erfuhr ich, daß ein Platz im Auto noch frei war. Das entsprach, wie ich mich am nächsten Morgen überzeugen sollte, nicht ganz der Wahrheit, aber der geschäftstüchtige Maure dachte anscheinend, wie es ein arabisches Sprichwort so schön sagt: Viele gute Leute haben in einem kleinen Raum Platz.

Er kassierte vorjorglich den Fahrpreis von sechzig Pejetas sofort und legte mir nahe, meinen Paß auf der Militärkommandantur visieren zu lassen. Ich begab mich also schnurstraks zu dem unscheinbaren Kommandanturgebäude, wo ich zu meinem Leidwesen erfahren mußte, daß die Amtsstunden bereits vorüber waren. Ein gefälliger Unteroffizier verriet mir die Privatadresse des für den Sichtvermerk zuständigen Majors. Ohne mir viel Gedanken über das Schicksalliche oder Unschicksalliche zu machen, eilte ich in die Wohnung des Offiziers.

Doch auch Rücksichtslosigkeit führt nicht immer zum Ziele. Die Senora, obgleich allem Anschein nach aus ihrem Nachmittagsschläfchen gewedt, war außerordentlich liebenswürdig. Leider war ihr Gatte, der Major, nicht zu Hause und wurde auch nicht zurückerwartet vor Eintritt der Dunkelheit.

Zwölf Mann in einem deutschen Auto.

Dessenungeachtet bestieg ich am nächsten Morgen das abfahrtsbereite Auto. Es war ein alter, ziemlich großer Wagen deutscher Herkunft und in ihm saßen bereits ein halbes Duzend Männer, zu denen sich bald noch drei Soldaten gesellten. Denn obgleich Abd el Krim die Waffen gestreckt hatte, die heimliche Guerilla ging im Er Rif lustig weiter. Kurz vor Abfahrt erschienen zwei beleibte marokkanische Händler, die ebenfalls mitwollten. Da im Wagen beim besten Willen für sie kein Platz mehr war, traten sie die Reise auf den Trittbrettern an. Wäh-

rend der langen und beschwerlichen Fahrt hingen sie wie reife Früchte an den Flanken des vollgepackten Autos.

Ein Fort in der Einöde.

Wir passierten im schnellen Tempo die Orte Rador und Seluan. Die Landschaft wurde immer öder und der Weg schlechter, doch der alte deutsche Wagen bezwang ihn tapfer. Gegen Mittag tauchte eines der typischen Forts der einstigen spanischen „Presidios“ — Verbannungsorte für Verbrecher — auf und meine Reise nahm hier ein jähes Ende. Gegen Erwarten fand eine strenge Kontrolle statt. Da in meinem Paß der Sichtvermerk der Militärbehörde fehlte, durfte ich nicht weiter. Beirrt sah ich das Auto nach einer kurzen Rast seinen Weg fortsetzen. Auf der Rückfahrt sollte es mich wieder nach Melilla bringen.

Die Besatzung des kleinen Forts kümmerte sich nicht weiter um mich; eine „Flucht“ in dieser Einöde war ja so gut wie ausgeschlossen. Uebermut und die Abneigung, nach Melilla zurückzukehren, verleiteten mich zu einem leichtsinnigen Schritt, der leicht hätte verhängnisvoll werden können.

Das Tor, durch das der Wagen die kleine Befestigung verlassen hatte, stand noch weit offen. Eine kleine Rote Soldaten — es waren spanische Fremdenlegionäre — arbeitete an der Ausbesserung der Außenmauer. Der Posten ließ mich anstandslos passieren. Eine Weile tat ich, als sehe ich den Arbeitenden zu. Im geeigneten Augenblick schlug ich mich seitwärts ins Gebüsch.

Ich wußte, daß der Fluß Maluja — die Grenze von Spanisch-Marokko — befand sich nicht mehr weit. Meine Absicht war, das französische Gebiet zu Fuß zu gewinnen. Mein Vorhaben wurde durch die Tatsache erleichtert, daß ich außer einem kleinen Rucksack kein Gepäck bei mir hatte; meine Sachen hatte ich in Melilla zurückgelassen und sie sollten mir mit dem Dampfer folgen.

Ein Schuß krachte.

Die Sonne hatte ihren Zenit bereits überschritten; ich konnte die einzuschlagende Richtung nicht verfehlen. Trotz der entsetzlichen Hitze schritt ich rüstig aus. Die „Straße“ hatte sich längst in sandige Pfade verloren, in denen mein Fuß oft weit über die Knöchel versank. Ich war schon zwei Stunden unterwegs und sehr ermattet, als plötzlich ein Schuß krachte. Gleich danach hörte ich ein rauhes: „Arbut!“ Halt!

Im nächsten Augenblick standen drei bewaffnete Gestalten vor mir. Ihre Kleidung und ihre Gewehre ließen keinen Zweifel zu, daß sie Rifkahlen, richtige Rifioten waren. Ihr Anführer konnte ein wenig Spanisch. Doch wurde eine Verstärkung erst möglich, als ich mein bißchen Arabisch zu Hilfe zog. Ich zweifelte keinen Augenblick an der räuberischen Absicht der Männer und war entschlossen, zum bösen Spiel ein gutes Gesicht zu machen. Schließlich trug ich ja keine Kostbarkeiten bei mir.

Raum aber hatten die Rifioten meine Nationalität vernommen, schwand ihre feindselige Haltung. Zunächst begann ein lautes und leidenschaftliches Palaver; leider sprachen sie viel zu schnell und so konnte ich nur das in der Rede der Männer öfter wiederkehrende „Almani“ (Deutscher) verstehen. Das Ergebnis der kleinen Beratung, die die drei unter sich abgehalten hatten, war, daß man mich beinahe höflich aufforderte zu folgen.

Widerstand zu leisten, wäre Aberwitz gewesen. Die Berber nahmen mich in ihre Mitte und der Weg nach dem mir unbekanntem Ziel begann. Wie ich feststellen konnte, bewegten wir uns dauernd in südlicher Richtung. Die Landschaft wechselte allmählich. Zwergpalmen, Tamarinden und Feigenbäume tauchten auf.

Die Sonne neigte sich schon dem Horizont zu, als ich mit Korn und Obst bebaute Flächen erblickte; sie verrieten mir, daß

wir uns bewohnten Gegenden nahen. Als wir dann eine kleine Anhöhe erstiegen hatten, sah ich zu meinen Füßen eine Ansiedlung aus Steinhäusern, richtiger Hütten.

Ein Duar im Atlasgebirge.

Der Duar wurde von einem breiten Kaktusgehege umjäumt, in dem tiefrote Blütenknospen wie blutende Wunden leuchteten. Bald hatten wir den nicht allzu breiten Eingang erreicht, zu dessen Seite aus Latten und Stacheldraht kunstgerecht herge stellt ein — „Spanischer Reiter“ stand.

Mein Einzug regte nicht geringes Aufsehen und in das wütende Gekläff der struppigen Dorfötter mischten sich die rauhen Kehllaute der aufstauenden Bewohner, die meine Begleiter um Auskunft bedrängten. Was mir sofort ins Auge stach, war die für eine Berberfiedlung auffallende Sauberkeit, die hier überall herrschte.

Wir hielten vor einem Haus, das durch seine Größe und sein beinahe schmuckes Aussehen von den übrigen abstach und leicht erraten ließ, daß es dem Häuptling des Ortes gehörte. Einer von meinen Begleitern verschwand im Innern des Hauses. Es waren noch keine zwei Minuten verstrichen, da kam ein baumlanger Mann heraus. Es war nicht zu verkennen, daß dieser beinahe zwei Meter messende Berber in tadellos sauberer Gandoura und Hail das Haupt der Dschemaa (Gemeinde) war. Bei seinem Erscheinen verstummten selbst die lärmenden Kinder in der Menge, die uns bis zum Haus ihres Raids das Geleit gab.

Zu meiner großen Verblüffung sprach mich der Rifiotenhäuptling in deutscher Sprache an. In einem tadellosen, akzentfreien Deutsch, wie es ein Berber oder Araber niemals hätte zu sprechen vermocht. Noch ganz bestürzt leistete ich der Aufforderung des Raids, näher zu treten, Folge.

Wir betraten einen kleinen, kahlen Vorraum und dann ein geräumiges Gemach, dessen Einrichtung, wenn nicht gerade an Tausendundeine Nacht, doch stark an den Wohnraum eines Araberhäuptlings, wie ich ihn in nicht ganz stilreinen amerikanischen Filmen gesehen hatte, gemahnte. Den Fußboden bedeckten wirklich schöne Teppiche, in einer Ecke stand ein breites Ruhebett mit einer Anzahl bunter Kissen, davor befand sich auf einem niedrigen Taburet eine wundervolle Wasserpfefse. Auf einem zweiten Tischchen in der Mitte des Raumes stand ein Glasbassin mit — wohl eine Seltenheit in einer Berberfiedlung — leuchtenden Goldfischen. An den weißgetünchten Wänden des Gemaches hingen alte Waffen — und ein deutscher Wandkalender.

„Der Chef vom Tanzen. . .“

Der Raid weidete sich sichtlich an meiner Ueberraschung, die mir zunächst die Sprache raubte. Als ich sie endlich wieder fand, stammelte ich die nicht gerade geistreiche Frage: „Woher sind Sie hier?“

Der Raid lächelte und zog mich wortlos zum Ausgang, dann mit einer stolzen Geste auf die Siedlung weisend, sprach er die für einen Berberhäuptling wohl einmaligen Worte: „Ich bin der Chef vom Tanzen!“

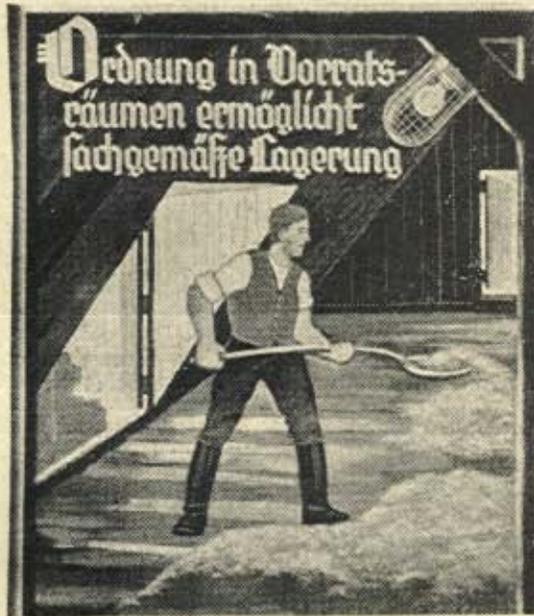
Das blieb übrigens die einzige schnoddrige Antwort, die ich aus dem Munde des Raids vernahm. Dieser Mann hatte etwas, ich kann es nicht anders ausdrücken: Majestätisches an sich. Er war der geborene Befehlshaber, der jedermann unwillkürlich Respekt einflöste. Er war Deutscher. Wenn auch nicht Berliner, wie ich zunächst angenommen hatte.

Wir saßen auf dem breiten Ruhebett und tranken den in Marokko so beliebten Minztee und rauchten Zigaretten. Ob schon ich danach brannte, zu erfahren, welchem nicht alltäglichen Schicksal der riesenhafte Deutsche seine ausgefallene Karriere verdankte, zügelte ich meine Neugier. Auch kam ich zunächst gar nicht dazu, zu fragen, denn mein Gastgeber war es, der mich mit Fragen förmlich überschüttete, die alle seine alte Heimat betrafen. Erst nachdem seine Witzbegier ein wenig gestillt war, begann er über sich selbst zu sprechen.

Ein Herr Schmitz aus dem Rheinland.

Ich erfuhr, daß er aus dem Rheinland stammte — er nannte mir auch seinen Namen, der, genau entsinne ich mich heute nicht mehr, Schmitz, Schmidt oder Schmied lautete — und sich schon seit Jahren unter den Rifioten aufhielt. Seine Leute gehörten dem Stamme der Beni Uriaghel an und sie nannten ihn, ihren Raids, Abd el Adil, den Gerechten. Ich vermutete in dem Rheinländer einen ehemaligen französischen oder spanischen

Fremdenlegionär, doch war dies nicht der Fall. Schmitz war nach dem Kriege, den er als deutscher Frontsoldat mitgekämpft hatte, nach Spanien gewandert. Von dort geriet er nach Tanger. Bei einer Schlägerei in einer Spielhölle festgenommen und als Deutscher, dem das Betreten der Internationalen Zone laut dem Versailler Diktat verboten war, erkannt wurde er von den Franzosen eingekerkert. Nach einer zweimonatigen Haft gelang es ihm, aus dem Gefängnis zu fliehen. Er versuchte, das zu Spanien gehörende Tetuan zu Fuß zu erreichen. Doch unterwegs wurde er von Abd el Krim's Leuten aufgegriffen. Sie wollten zunächst kurzen Prozeß mit ihm machen und nur einem Zufall verdankte er es, daß er am Leben blieb. Man brachte ihn in das Hauptquartier von Abd el Krim, der, als er erfuhr, daß der Gefangene ein ehemaliger deutscher Unteroffizier war ihm den Vorschlag machte, als Instrukteur in seine Dienste zu treten. Der Rheinländer schlug ein. Nach dem



Kampf dem Verderb

Die sachgemäße Lagerung des Getreides ist eine der Hauptaufgaben des Bauern. (Reichsnährstand, R.)

Siege bei Anual, wo Abd el Krim 20 000 Spanier schlug, wurde Schmitz zum Hauptmann ernannt.

Als fünf Jahre später Abd el Krim der erdrückenden Uebermacht der verbündeten Franzosen und Spanier weichen mußte und sich ergab, folgte der inzwischen zum Islam übergetretenen Abd el Adil seinen Leuten in deren nähere Heimat. Mit dem Organisationstalent des Deutschen gelang es ihm, in kurzer Zeit aus einem verwahrlosten Duar eine für die hiesigen Verhältnisse muster-gültige Siedlung zu schaffen, die sich bereits eines gewissen Wohlstandes erfreute und über die Abd el Adil mit der unumschränkten Macht eines kleinen Königs herrschte.

Die überrasschende „Fantasia“.

Als ich nach einer erquickenden Nachtruhe und einem frugalen, doch schmackhaften Frühstück in Begleitung meines Gastgebers das Haus verließ, hatten sich die Männer des Ortes auf einem kleinen freien Felde schon versammelt. Alle trugen jeß Bewehre und standen in ausgerichteten Reihen. Der Stellvertreter des Raids erstattete Meldung. Und nun folgte die merkwürdigste „Fantasia“, die ich jemals von Arabern oder Berbern ausführen sah. Das kleine Heer begann auf das Kommando eines Raids — „Griffe kloppen“!

Wenn es auch nicht so am Schnürchen ging wie auf einen preußischen Kasernenhof etwa, es war immerhin bewundernswert. Denn ist auch der Rifiote ein tapferer Krieger, Drill ist ihm etwas Fremdes. (Fortsetzung folgt.)

Wunderjagen des Erzgebirges um die Neujahrsnacht

Um die Jahreswende hat die Bevölkerung unseres Erzgebirges in alter Zeit viel nach Zeichen und Wundern aus-
geschaut und deshalb wird es interessieren, an dieser Stelle
einige dieser alten Sagen und Märchen einmal kennen zu lernen.
Im Jahr 1692 hat beim Jahreschluß ein Köhler

eine wunderbare Himmelserscheinung bei Gottesgab
gesehen. Er sah über dem Sonnenwirbel am Himmel ein hell-
glänzendes Schwert. Dieses
stand neben einem Stern und
leuchtete auch hellauf wie ein
Stern. Die Spitze des Schwertes
aber habe sich gegen Böhmen
und den Egerischen Kreis
gewendet. Dieses wunderfame
Zeichen sah man in jener Zeit
als einen Vorboten des Krieges
gegen Böhmen an.

**Auch die Vögel beobachtet
man und grüßt sie am Neu-
jahrmorgen als Glück-
oder Unglücksfünder.**

In sehr schlechtem Ruf stand-
sonderlich die Raben, und das ist
wohl zum Teil auch noch heute
so. Christian Lehmann erzählt,
wie man an einem Neujahrs-
morgen die Krähen habe um den
Kirchturm einer Stadt fliegen
sehen. Das Krächzen der Vögel
habe man als eine Unglücks-
botschaft aufgefaßt und in der
Tat seien auch in dem
Jahr dann viele Men-
schen durch eine schwere
Seuche hinweggerafft
worden. Im Jahre 1664
kamen des Nachts, ehe
in Annaberg 400 Häu-
ser in Asche gelegt wur-
den, etliche Eulen, setz-
ten sich auf des Bürger-
meisters Haus und hiel-
ten dort ein gar gräß-
liches Konzert. Weiter
wird uns

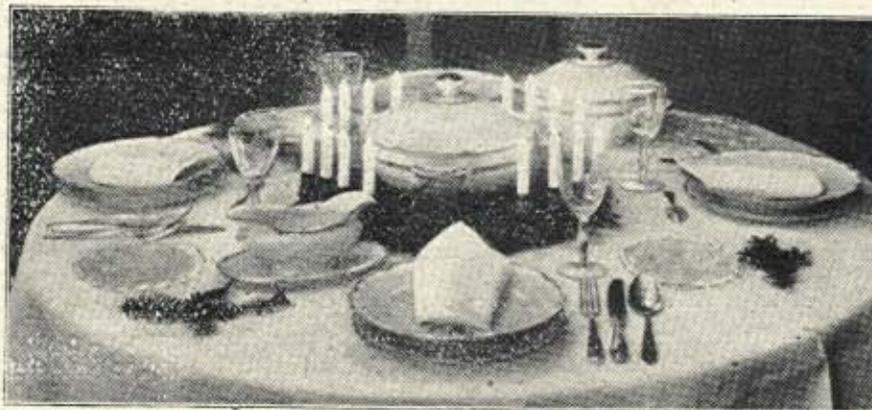
eine Silvesterjage

erzählt, die allerdings
im benachbarten Vogt-
land sich abspielte, aber
doch eben auch typisch
ist für den Aberglauben, dem damals unsere Bevölkerung zum
großen Teil verfallen war. Es war im vorigen Jahrhundert
an einem Silvesterabend, da saß in der Stadt Schöneck ein
alter, wackerer Schneider, zugleich Stadtrat und Gemeindeg-
ältester, mit seiner getreuen Ehehälfte im rauchgebräunten Stüb-
chen und schneiderte noch für den Festtag. Im großen Kachel-
ofen prasselte ein gemütliches Feuer, und in der Röhre sang
der Kaffee gar lustige Liedlein. Auf einmal erhob sich die Haus-
mutter, kramte herum und suchte und suchte, und machte ein
gar verdrießlich Gesicht, vergeblich, sie fand nicht das Kamel-
garn zu den Knopflöchern. Die Niederlage war aber oben auf
dem Boden; deshalb mußte der Vater hinauf. Oben stand er
in der schönen Winternacht an der Dachluke, und es wurde ihm
so wunderbar im Herzen und er mußte sein Köppchen abnehmen
und ein stilles Vaterunser beten. Wenn man aber zur Neu-
jahrsnacht unter einem Balken steht, dessen eines Ende nach
Morgen gerichtet ist, und ein Vaterunser betet, und nicht aus
der Linie des Balkens heraustritt, so kann man „horchen“, d. h.

einen Blick in die Zukunft tun, die in einzelnen Bildern vorüber-
zieht. Tritt man aber aus dem Kreise heraus, oder man er-
zählt jemandem, was man gesehen hat, so solls einem den Hals
umdrehen. Der Alte hatte gar nicht daran gedacht, — aber auf
einmal, da fängt an zu läuten, als ob eine Leiche wäre, und
den Mühlberg herauf kommt ein langer, langer Leichenzug,
immer näher und näher, bis er endlich vor des alten Schneiders
Haus anhält. Es dauert auch
nicht lange, so kommt die Schule
und die Geistlichkeit, mit dem
Kreuze voran, stellen sich neben
der Bahre auf, singen zwei Lie-
der und eine Arie, und dann
setzte sich der Zug in Bewegung
nach dem Kirchhofe zu. Der Alte
kann die Leichenbegleiter alle
erkennen, Vettern, Nachbarn,
Gevattern, ja sogar sich selbst
und seine Ehehälfte darunter,
sich selbst dicht hinter dem Sarge
und mit weinenden Augen. Da
ward's ihm doch ein wenig
bange und er wäre gern for-
gegangen; aber es fiel ihm noch
zu guter Zeit das Halsumdrehen
ein. Wie er nun so recht trüb-
selig dastand und träumerisch
hinausblickte, sah er aus einem
Hause ein Flämmchen heraus-
fahren, dann aus einem andern,
dann wieder eins und wieder



Lichter im Tannengrün. Wir haben uns daran gewöhnt, anstelle
der Wachskerzen die praktischen Lichter der Osram G. m. b. H. zu
verwenden. Adventstränze und Weihnachtsbäume strahlen in unse-
rem lichterfrohen Erzgebirge gar freundlich durch die Winternacht.



hellerleuchteter Tisch für das Neujahrsfest

Die Osram G. m. b. H. zeigt in diesem Bild die geschmackvolle Verwendung ihrer
Weihnachtslichter.

ten, sondern saß still und traurig daheim. Als er nach einigen
Tagen den Wächter traf, tat dieser sehr geheimnisvoll und be-
klommen und meinte: „Meister, Meister! 's wird ä schlecht
Jahr für Euch und für uns all! Der liebe Gott behüt' uns
und die Stadt! mehr darf ich nit sagen: aber wachet und betet,
daß Ihr nicht in Anfechtung fallet!“ Der hatte auch gehorcht,
und so noch andere. — Es dauerte auch nur wenig Wochen,
da starb des alten Schneiders Bruder, der Müller drunten in
der Bodmühle. Es wurde zur Leiche gelauten, den Mühlberg
herauf kam ein langer Zug, der vor des Alten Haus anhält.
Es kam die Schule und die Geistlichkeit voran, die stellten sich
auf, sangen dieselben zwei Lieder und dieselbe Arie, dieselben
Leute gingen hinter dem Sarge her, der Alte mit entblößtem
Haupt und weinenden Auges. Der alte Wächter aber stand am
Kirchhofstore, sah den Alten verständnis- und geheimnisvoll an,
und weinte so heftig, daß die Leute gar nicht begreifen konnten,
wie ihm der Tod des Bodmüllers so zu Herzen gehen könne.
Der hatte aber seinen guten Grund, traurig zu sein, denn er

eins, und zuletzt kam fast
aus jedem Hause ein
Flämmchen gefahren,
und das, wußte er wohl,
bedeutet Feuer. Da
konnte er sich denn doch
nicht mehr halten,
sprang aus dem Kreise,
und — es schlug Eins!
Als er indessen wieder
herunterkam, war seine
alte Ehehälfte eingeschlaf-
fen; er weckte sie auch
nicht erst auf, sondern
ließ die Arbeit sein und
legte sich nieder, konnte
aber nicht schlafen, war
früh verstimmt, ging
auch nicht in die Met-

wußte, was geschehen würde. Es geschah auch. In demselben Jahre noch ist fast die ganze Stadt abgebrannt und des Alten Haus dazu. Es war nur gut, daß es gerade Eins schlug, als er aus dem Kreise sprang; sonst wäre es wohl noch schlimmer für ihn geworden.

Zum Schluß sei noch eine alte Sage

vom Schwarzen Teich auf Henneberg bei Johannegeorgenstadt

erzählt, die zwar nicht zur Neujahrszeit sich abspielt, aber die doch an dieser Stelle vor allem die Leser des Schwarzenberger Bezirkes interessieren wird. Als noch in unseren Gauen und insbesondere auf dem Erzgebirge das Christen- und Heidentum miteinander im Kampfe lagen, wohnte auf einer Burg im Egertale ein böser Ritter. Zwar war derselbe als Christ getauft worden, jedoch hatte er im Herzen noch nicht dem Heidentume entsagt, und Raubzüge und blutige Fehden galten ihm für kein Unrecht. Das Gegenteil von ihm war seine fromme Gemahlin, welche mit Hilfe ihres Bruders, der als Einsiedler in der Nähe der Burg lebte und oft in derselben verkehrte, ihre beiden Kinder, einen Sohn und eine Tochter, christlich erzog. Dem wilden Gemahl aber mißfiel die Frömmigkeit von Frau und Kindern, und ganz besonders erzürnte er sich über seinen Sohn, weil derselbe keinen Gefallen an dem wilden Waffenhandwerk fand. Als er nun einst zu einer Fehde gegen den ihm verhassten Burgherrn von Königsberg auszog und seinen Sohn, obgleich derselbe des Königsbergers einzige Tochter innig liebte, zwang, daran teilzunehmen, geschah es, daß der Sohn beim Ritte von der Burg vom Pferde stürzte und verwundet ins Schloß zurückgetragen werden mußte. Ingrimig gab nun der Vater der Erziehung und dem Einflusse seines Schwagers die Schuld an dem Unglücke, und er nahm sich vor, mit Härte einzugreifen. Sein Sohn genas zwar unter der sorgfamen Pflege von Mutter und Schwester bald wieder, doch um dessen Ruhe war es für immer gechehen. Ja alle fühlten, daß der Vater böse Gedanken sowohl gegen den Sohn als auch Schwager im Herzen hegte und es ward von beiden die Flucht beschlossen. Dieselbe wurde bald darauf nach dem damals unwegamen Erzgebirge ausgeführt, als der Vater wieder zum Kampfe gegen den Königsberger ausgezogen war und dabei den Sohn nicht mitgenommen hatte. Bei der Rückkehr in seine Burg kannte der Zorn des Ritters keine Grenzen, und da er ganz richtig in Frau und Tochter Mitwisserrinnen der Flucht seines Sohnes erblickte, so mußten dieselben von ihm harte Mißhandlungen erdulden. Er veranstaltete zwar sogleich Streifzüge durch das Gebirge, doch konnte er die Flüchtigen nicht auffinden.

Auf dem Ramm des Erzgebirges lag im dichten Walde ein freundlicher See; die Maisonette am blauen Himmel spiegelte sich in demselben. Aus dem Dickicht aber trat schüchtern ein Reh mit zwei weißreflektierten Zickeln, und gegenüber brach aus dem Wald ein weißer Hirsch, welcher sich in dem klaren Wasser des Sees widerspiegelte. Abseits stand eine mit grünem Rasen gedeckte Erdhütte, aus der eine bläuliche Rauchwolke aufstieg. Diese Hütte hatten sich die beiden Flüchtlinge erbaut. Sie traten eben zur Wanderung gerüstet daraus hervor, denn sie wollten versuchen, die dudende Mutter und Tochter heimlich von der Burg des harten Gemahls und Vaters zu entführen und hierher in diese von dem menschlichen Verkehre abgeschlossene Wildnis in Sicherheit zu bringen.

Der Vater aber rüstete sich unaefähr zu derselben Zeit zu einem neuen Fehdezuge gegen den Königsberger. Letzterer aber hatte davon Kunde erhalten und seine Burg wohl verwahrt, während sein Sohn mit einem Häuflein Knechte dem Feinde entgegenzog. Trotz der Vorkehrungen des Königsbergers schien es, als ob der Feind seine Burg gewinnen werde; unaufhaltsam stürmte derselbe vorwärts, unbekümmert um den Steinhagel, welcher ihn unausgesetzt empfieng. Schon war er an der Brücke, als dieselbe mit einem furchtbaren Krach zusammenbrach. Als aber der Feind sich anschießen wollte, den Wallgraben mit Steinen und Holz zu füllen, um so in die Burg zu gelangen, kam ein blutender Bote, welcher meldete, daß die eigene Burg von des Königsbergers Sohne eingenommen worden sei und in Flammen aufgehe. Da zogen sich die Feinde von der bedrängten Burg zurück. Die Belagerten hatten jedoch schon Vorbereitungen getroffen, ihnen schnell zu folgen. Es wurde eine Notbrücke niedergelassen und bald sahen sich die Weichenden von vorn und hinten angegriffen. Hinter ihnen kamen die Belagerten und vorn wurden sie von des Königsbergers Sohne mit seinen Mannen bestürmt. Nur durch rasche Flucht war es dem schdelustigen und hartherzigen Ritter möglich, der Gefangenschaft

oder dem Tode zu entgehen. Er überschritt mit den ihm noch übrig gebliebenen Knechten, da er in den Trümmern seiner Burg Frau und Tochter, welche unterdessen geflohen waren, nicht fand, den Ramm des Erzgebirges und baute sich in wilder Gegend eine neue Burg. Von dieser aus durchzog er nun die Wildnis nach Bären, Wölfen und Auerochsen. Eines Tages meldete ihm einer seiner Troßbuben, daß er in einer gewissen Gegend einen weißen Hirsch gesehen habe. Diese Nachricht reizte den Ritter und er zog alsbald aus, die Spur des seltsamen Tieres zu suchen. Bald hatte er dieselbe auch gefunden, und als er darauf des Hirsches ansichtig ward, warf er seinen Jagdspieß nach demselben. Der zu Tode getroffene Hirsch raffte sich wieder auf und floh blutend in das Dickicht. Als nun der Ritter mit seinen Knechten durch dasselbe drang, erreichte er das Ufer eines klaren Sees, an welchem sich eine Erdhütte erhob. Dort lag auch der verwundete weiße Hirsch, über den sich eine Jungfrau beugte; neben ihr standen noch drei Personen. Der Ritter erkannte sie sehr wohl, er eilte hinzu und wurde in seiner Wut der Mörder der Seinen. Da verhüllte eine dunkle Wolke die Sonne, gleichsam als sollte dieselbe die Untat nicht sehen. Der klare See aber wurde zu einem unheimlichen Sumpfe und die Fischlein wurden zu Molchen. Noch zeigt man bei den Henneberger Häusern südwestlich von Johannegeorgenstadt die Stelle, wo der See lag.

Als der Himmel so vernehmlich zu dem Ritter und seinen Knechten gesprochen hatte, wollte keiner von ihnen den toten weißen Hirsch mit zur Burg tragen; dem Ritter selbst lag auch nichts daran. In der folgenden Nacht aber erbebt ringsum die Erde und in der Burg des vierfachen Mörders ertönte ein furchtbares Krachen. Die Morgen Sonne besahen einen gewaltigen Trümmerhaufen, und der Kopf des Ritters schaut noch heutigen Tages von der einen Felskluppe, welche man den Teufelsstein heißt und die sich an der Stelle der ehemaligen Burg erhebt, nach Osten. Der Teufel hatte in der Nacht die Burg zerstört und zum warnenden Zeichen den Kopf des Gottlosen an dem Felsen aufgerichtet.

Dr Traam! Von Laura Herberger, Buchholz

(Nachdruck verboten.)

O liebe Freundin von mir drzehlet mir kürzlich en seltsamen Traam (Traum), den sie in der Zeit hat, wu se schie (schon) ihr 20 Jahr alt war. Iech well die Freundin gleich salbr redn lossn:

„s war in ener Kirch; iech soß mit noch ann'rn Konfirmandn off 3 odr 4 Bänkn. (In e paar Wochen solln mir konfirmiert warn.) Dr Geistliche schtand am Altar un' drklärte uns Gottes Wort. De Sonn schien durch die Kirchnsanstr esu schie freundlich un warm un beschtrahlet dos herrliche, labnsgruße Heilandsbild aus buntn Gelos (Glas) in en dar Kirchnsanstr, zu dan iech achchtig aufblicket.

Off amol sienge die ann'rn Konfirmandn aa ze larme un ze johln, un schriern, dr Paster sellt aufhörn, es geb ja gar kenn Gott.

Mir wur angst un bang in meiner Seel un iech ruffet: „Kinn'r, o Kinn'r, mir sei doch im Gotteshaus, versündigt Euch nett, denn Gott läßt sich nett schpotten.“ Obr dos Gejohl nahm ta End.

Do passieret wos Furchbares: Iech häret en schredlichn Knall un die ganze Kirch war in Finsirnis gehüllt. Iech zitt'erte am ganzn Leib un dacht, ize bie aa iech vrlorn. Obr es kam annrsch: Iech blicket off die Schtell, wu dos Fanst'r mit dar labnsgruße Heilandsgestalt sei muß, un off amol wur dos Fanst'r hall un dr Heiland bewegte sich auf mich zu un blieb bei mir schtich, leget sei Hand off men Kopp un saht mit freundlicher Schtimm: „Du bist ein gutes Kind; während die andern Kinder mich lästerten, hast Du um mich gezittert. Bleibe stets so, und es wird Dir immer gut gehen!“ Un durch dan Druck von dr liebn Jesushand wachet iech auf. Die Gotteslästere hat iech nett wieder gesah. Obr noch heit, nooch esu vieln Gahrn, is mirsch, als fühlet iech die treue Heilandshand off men Kopp lieng. Iech hatt mich seit jenem Traam allezeit an dan Schpruch Ps. 37, 4: „Habe deine Lust an dem Herrn, der wird dir geben, was dein Herz wünschet.“ —

Iech hoo dan seltsamen Traam deshalm (deshalb) wieder drzehlet, weil ize ball die Zeit kimmt, wu de Konfirmandn ihrer Konfirmation entgegn ginne, un möcht wünsch, dos alle, die dan Traam lasen, ihn als ene starke Mahning auffall'n möchtern, allezeit trei zu ihm Gott un Heiland ze haltm. Nocht ward in ihrn Labn Gottes Seg'n nett fahst. —



Das König-Albert-Heim in Gelsenau

als Schulungslager des Deutschen Sängerbundes



Lichtbild: Gerhard Jacob, Grödiß — Text und Inhalt: Arthur Richter, Grödiß

Wenn in den vergangenen Monaten unzählige Chorleiter und Vereinsführer aus den einzelnen Kreisen im Gau XX Sachsen, des Deutschen Sängerbundes, nach dem König-Albert-Heim in Gelsenau kamen, so deshalb, um sich im Kurzschulungslager in grundlegenden Ausführungen über den ungeheuren Wert musikalischer Volkstumsarbeit im neuen Deutschland unterrichten zu lassen. So wurden die Chorleiter und Vereinsführer eingehend mit dem geistigen Rüstzeug versehen, welches erforderlich ist, um nunmehr auch in den kleinsten Vereinen den Kulturbestrebungen des Deutschen Sängerbundes im nationalsozialistischen Deutschland gerecht zu werden.

Daß die bei dieser Gelegenheit geleistete Arbeit eine sehr umfangreiche und vielgestaltige war, mag schon aus den verschiedensten Schulungsvorträgen hervorgehen. Es wurde unterrichtet über nationalsozialistische Grundlegung, Chorliteratur und Chorpraxis, Verwaltungsarbeit in den Vereinen, Grundsätze der Programmgestaltung und vieles andere mehr.

Von der Seite der äußeren Organisation sowohl als auch der inneren Ausgestaltung her war alles getan worden, um das Schulungslager zu einem vollen Erfolg und vor allem zu einem wahrhaft großen Erlebnis für jeden Sänger werden zu lassen. Der Erfolg wie auch das Erlebnis wurde so gewaltig, daß die Wirkung auf das musikalische Leben der einzelnen Bundesvereine nicht ausbleiben kann und jeder Verein ein Hort echter und rechter Volksgemeinschaft, eine Pflegstätte deutschen Sanges sein wird; jederzeit bereit, sich für Führer, Volk und Vaterland einzusetzen.

Allein, die Erfolge lagen nicht nur auf diesem Gebiete. Gleichzeitig wurde damit ein wertvolles Stück Heimatarbeit geleistet. Interessiert nahmen die Sänger jede sich bietende Gelegenheit wahr, um zu den Einwohnern des Ortes selbst in engere Beziehung zu treten und so Land und Leute näher kennen zu lernen. Was nahm es Wunder, wenn man sich dabei an einen der wahrscheinlich ältesten Einwohner des Ortes wendete, um sich aus der Vergangenheit des Ortes Gelsenau, von seiner Einwohnerzahl und dem Leben und Treiben der Erzgebirgler, von der industriellen Entwicklung des Ortes berichten ließ. Das Lichtbild gibt Kunde davon, wie ein alter, ehrwürdiger Erzgebirgler, ein Kind der Heimat, davon erzählt, wie die Strumpfindustrie ihren Anfang und ihren Aufschwung in der Vergangen-

heit bis in die Gegenwart hinein nahm. Er führte in seiner Erzählung in die Zeit zurück, als man noch die Fertigwaren mit dem sogenannten Schiebbock bis nach Chemnitz brachte, und wie das nun heute in der Zeit der Technik und des modernen Verkehrs alles so leicht und einfach sei. Sichtlich erfreut berichtet er davon, daß nunmehr auch der Beschäftigungsgrad wieder ein besserer geworden sei, als dies noch vor Jahren der Fall war.

So wurde den Sängern ein lebenswahres Bild von dem Ort Gelsenau und seinen arbeitsamen und strebsamen Einwohnern vermittelt.

Möge der Ort auch in Zukunft den Weg einer befriedigenden Aufwärtsentwicklung gehen und auch dem alten Herrn Strumpfwirker, welchem wir die Auskunft verdanken, noch ein recht sonniger und friedlicher Lebensabend nach vollbrachtem Werk beschieden sein!

So lernten wir nicht nur unsere Sängerpflichten, sondern auch den Ort Gelsenau im Erzgebirge kennen.

Grödiß,
den 21. Novbr. 1936.



Ein alter Strumpfwirkermeister erzählt aus seinem Leben

Füttert die Vögel!

Aber nicht nur die lustigen Meisen, geht auch den Amseln, von denen man oft nicht weiß, womit und wo man sie füttern kann. Wohl kommen sie auch ans Fenster, aber lieber mögen sie ihr Futter auf dem Erdboden und am liebsten unter Deckung tiefwachsender Zweige, etwa einer Fichte. Doch das läßt sich überall auch künstlich mit ein paar Fichten- oder Tannenzweigen ermöglichen. In jeder ruhigen Hofecke, in jedem noch so kleinen Gärtchen kann man eine Kiste ohne Deckel hochkant stellen und vielleicht auch noch die Bretter, auf der sie steht, entfernen, um die von Vögeln gefürchtete Resonanz zu vermeiden. Die offene Seite der Kiste wird mit tief herabhängenden Zweigen geschützt und möglichst auch die Seitenwände damit bedeckt. Ebenso gut kann man den Sitz eines alten Gartenstuhls oder einer Bank mit Zweigen umbinden, die bis auf den Boden reichen und den Innenraum schützend umgeben, sodaß hier wie dort das hineingelegte Futter nicht verschneien kann. Kostverächter sind die Amseln nicht; Knochen, an denen noch Knorpel, Fett oder auch kleinste Fleischteilchen sitzen, Käserinden, Wurst- und Büchlingschalen, alles klein geschnitten, faules Obst, Apfelsgrübe und vor allem Schalen gekochter Kartoffeln, darunter auch eine ganze Kartoffel in der Schale. Ist diese hart gefroren, tauf man sie auf dem Ofen auf u. gibt sie von neuem. So geht nichts verloren und sie picken lange daran herum. Reichsbund für Vogelschutz.